

IST HEUTE ALLES SCHLECHTER?

Einige Gedanken zu einem seltsamen Wahrnehmungsphänomen

Volker A. Lehnert

Früher und heute. Ein Lieblingsthema vieler Menschen. Je älter, desto mehr. Eine semantische Schleife unseres Gehirns. Sie drückt sich gerne in Stereotypen aus.

Subjektive Wahrnehmungen

Zum Beispiel das Stereotyp: „Früher gab’s so etwas nicht.“ Sofern sich diese Aussage auf die Existenz von Smartphones im Jahr 1960 bezieht, ist dieser Satz durchaus einleuchtend. Aber es ist schon verblüffend, wenn sich der gleiche Satz auf das Phänomen öffentlicher Gewalt bezieht und von Menschen gesagt wird, die noch den Nationalsozialismus erlebt haben. Oder: „Früher gab’s noch anständige Musik. Solche Musiker gibt es heute gar nicht mehr“. Ja richtig, früher gab es anständige Musik und die Musiker von damals gibt es heute in der Tat nicht mehr. Aber heute gibt es auch anständige Musik. Die Uroma stand auf Johannes Heesters, der Großvater auf Louis Armstrong, der Vater auf die Rolling Stones, die Kinder auf Take That und die Enkel werden in Kürze ihren neuen Rolf Zukowski entdecken.

Verpassen wir das Neue, weil wir ins Alte verliebt sind?

Objektive Aspekte

In Mitteleuropa gab es noch nie so lange Frieden wie seit 1945. In der gesamten Weltgeschichte gab es niemals so viel soziale Absicherung wie in den modernen Demokratien, einschließlich über dreißigjähriger Rentenphasen. Unsere Lebenserwartung steigt nahezu jährlich. Noch nie war es so leicht, ständig miteinander in Verbindung zu stehen, unendlich schnell an alle möglichen Informationen zu kommen und an mannigfacher Bildung teilzuhaben. Die Anzahl öffentlicher Gewaltdelikte in unserem Land ist in den letzten Jahren nachweislich gesunken. Der prozentuale Anteil der unter dem Armutsniveau lebenden Menschen ist weltweit so gering wie lange nicht. Und dennoch: Früher war alles besser...

Verpassen wir die Wahrnehmung der Gegenwart, weil wir von einer verklärten Vergangenheit geleitet werden?

Geschichtsphilosophische Aspekte

Die menschliche Seele scheint generell in großen emotionalen Affinitäten zum Vergangenen zu stehen. Dabei haben Philosophie und Theologie immer wieder versucht, unseren Blick nach vorne zu schärfen:

Die heilsgeschichtliche Verheißung der Bibel Israels weist auf den kommenden Messias und sein künftiges Friedensreich hin. Die neutestamentliche Reich-Gottes-Verkündigung nimmt diese Perspektive auf und begründet gegenwärtige Ethik aus den Dynamiken der zukünftigen Welt. Die

Reformation erhebt das „semper reformanda“ zum ekklesiologischen Grundprinzip: Erneuerung statt Erstarrung. In der Philosophie gewann Lessings ‚Erziehung des Menschengeschlechts‘ erheblichen Einfluss.

Perspektivisch auf Zukunft ausgerichteter Denken findet in diesen Traditionen seine historische Genese, bis hin zu seinen idealistischen, darwinistischen und marxistischen Varianten. Insofern liegen biblischer Verheißungsglaube und säkularer Fortschrittsglaube auf der gleichen Grundlinie eines heilsgeschichtlichen Zukunftsoptimismus.

Erstaunlich eigentlich, dass es in einer durch derartige Grundlinien geprägten Kultur gleichwohl immer wieder zu einer „Früher-war-alles-besser-Misanthropie“ kommt. Woran kann das liegen?

Ursachen für die Verklärung der Vergangenheit

Die Frage lässt sich sicherlich nicht mit einfachen Erklärungen beantworten. Drei Aspekte aber scheinen mir sehr bedenkenswert:

Erstens: Die *Dekadenzthese der Apokalyptik*

Bestand die ursprüngliche Verheißungstheologie aus einem grundsätzlichen positiven Blick in die Zukunft - der Segen Gottes über Abraham *wird* über alle Völker kommen (Gen 12,2), die ‚Schechina‘ Gottes *wird* in die gesamte Schöpfung einziehen (Off 21,3) -, so korrespondiert die apokalyptische Erwartung einer neuen Welt mit einer dekadenten Verfallserwartung der alten: Die Liebe wird erkalten (Matt 24,12), die Menschen werden sich entzweien (Lk 12,51-53), der Teufel wird freigelassen (Off 20,7) und dergleichen mehr.

Zweitens: Die *anthropologische Enttäuschung des Menschen über sich selbst*, verursacht durch zwei schreckliche Weltkriege. Der von Humanismus und Aufklärung propagierte ‚gute Mensch‘ hat sich abermals als eminent ‚böse‘ entpuppt. Gen 3; 8,21; Jer 17,9 und Röm 3,9ff wussten das zwar von Anfang an, dieser Erkenntnis aber gelang es offensichtlich immer wieder, sich im Zuge eines verklärten illusionären Verdrängungsprozesses selbst zu eliminieren.

Der letztere Aspekt führt in eine eigentümliche Paradoxie: Einerseits wurde der Zukunftsoptimismus Mitteleuropas durch die beiden Kriege schwer gebremst, denn die aufgeklärte Vernunft hatte offensichtlich nicht verhindert, dass der Mensch sich mittels seiner technischen Errungenschaften selbst an den Rand des Abgrundes führt. Andererseits verhinderte diese Ernüchterung offensichtlich nicht die rückwärtsgewandte Verklärung der Vergangenheit, erkennbar z.B. im „Früher hätte es das nicht gegeben...“, sogar aus dem Munde von Menschen, die den Nationalsozialismus noch erlebt und ihre Eltern im Krieg verloren haben.

Diese beiden Phänomene der Geistesgeschichte sowie der politischen Entwicklung korrespondieren nun in eigentümlicher Weise mit der individuellen Dynamik des biologischen Alterns. Und darin könnte die **dritte** Ursache des „Heute-ist-alles-schlechter-Syndroms“ begründet liegen. Das alltägliche Gespräch mit Menschen zeigt immer wieder, dass die Häufigkeit, mit der Menschen beginnen „von früher“ zu erzählen, ab der Lebensmitte deutlich zunimmt. Der Grund ist einfach: Ab jetzt nimmt die statistisch noch zu erwartende Lebenszeit ab, die bereits gelebte Lebenszeit

dagegen zu. Unerbittlich verändert sich dieses Verhältnis zuungunsten der noch verbleibenden individuellen (!) Zukunft. Diese quantitative Proporzverschiebung wird zum einen als immer schneller ablaufende Zeit erlebt, zum anderen – unterstützt durch zunehmenden biologischen Abbau und den daraus resultierenden gesundheitlichen Einbußen – als Verlust von Lebensqualität. Der Neid auf die Jugend beginnt, denn zu ihr scheinen die verlustig gehende Vitalität, die abnehmende Lebensfreude und die schwindende Energie abgewandert zu sein.

Im Bereich der musikalischen Empfindungen wird dies besonders deutlich wahrnehmbar. Sehr viele Menschen schwärmen von der Musik ihrer Jugend. Kein Zufall, denn diese ist konditioniert mit der ausbrechenden und aufstrebenden Lebenslust der Zeit zwischen 13 und 18. Hormonelle Prozesse sind dabei nicht ganz unbeteiligt.

Die ehemalige Familienministerin Ursula Lehr schrieb: ‚Alt ist, wer aufhört anzufangen oder wer anfängt aufzuhören‘. Angst vor dem Straßenverkehr, Skepsis gegenüber der Digitalisierung und die Ablehnung des Fremden schüren die Sehnsucht nach dem Vergangenen. Auf diese Weise verstellt der seufzende Blick in die vorherige Generation den notwendigen aktuellen Blick in die Perspektive der Gegenwart. Auf diese Weise ‚hört man irgendwann auf, Zeitgenosse zu sein‘, wie Roger Willemsen es auf seine unnachahmliche Weise ausdrückt.

So transformiert sich das Erspüren des einsetzenden eigenen Verfalls unmerklich in Angst vor Neuem. Die eigene individuelle Verfassung wird als immer defizitärer erlebt, und um genau das nicht wahrhaben und sich eingestehen zu müssen, projizieren wir dieses Phänomen auf die Gesellschaft. *Sie* wird immer schlechter.

Durch Rückwärtsgewandtheit lenken wir uns ab. Ein klassischer Abwehrmechanismus. Letztlich ist es die Angst vor dem Tod, die sich hier zu Worte meldet. Und da sie zunehmend ohne Christusvertrauen zu bewältigen versucht wird, könnte sich hier eine Erinnerung an Hebräer 2,15 als hilfreich erweisen: „Christus erlöste die, die durch Furcht vor dem Tode im ganzen Leben Knechte sein mussten“.

Für unsere Kirche und die Verkündigung des Evangeliums wäre es daher wohl an der Zeit, den eschatologischen Aspekt des Glaubens neu zu entdecken und diese Frage nicht allein Nahtoderlebnis-Esoterikern oder fernöstlichem Reinkarnationsimport zu überlassen. Im Evangelium geht es um den von Christus gewonnenen Machtkampf zwischen Gott und dem Tod. ‚Wer an ihn glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt!‘ (Joh 11,25). Martin Luthers Wiederentdeckung des Evangeliums hat uns doch unermüdlich den geschenkten Eingang in die neue Welt Gottes vor Augen geführt: ‚An Ostern hat sich das Totenreich am Gottessohn den Magen verdorben, so dass es ihn wieder ausspeien musste‘, schreibt der Reformator.

Und außerdem: Mit dieser Welt hat Gott sich „versöhnt“ (2 Kor 5,19), diese Welt ist von ihm „geliebt“ (Joh 3,16). Sie hat er uns anvertraut (Gen 2,15), ja, Gott qualifiziert die Welt als „sehr gut“ (Gen 1,31). Das ist die Perspektive des Geistes Gottes: Freude (Gal 5,22) und Hoffnung (1 Kor 13,13) wohnen im ‚neuen Menschen‘, der aus der Taufe erstanden ist (Röm 6,4). Reformation heißt auch Neuwerdung des Menschen. Ein neuer Geist, ein neues Herz (Ez 36,26).

Wir resümieren:

Natürlich gibt es Verschlechterungen im Laufe der Weltgeschichte, wer wollte das bestreiten. Insbesondere die Umweltfragen, die Rohstoffvorkommen und die technischen Möglichkeiten zur globalen Selbstzerstörung wären hier zu nennen. Gleichwohl aber dürfte die chronische stereotype Klage über das Schlechter-Werden der Welt vermutlich in erster Linie psychologische Ursachen im ‚alten Adam‘ haben, zumindest in unserem Kulturkreis.

Nie waren wir reicher. Nie hatten wir eine bessere Gesundheitsversorgung. Nie gab es einen komfortableren Sozialstaat, nie eine bessere Altersabsicherung. Nie war die Lebenserwartung so hoch wie heute. Nie kamen wir schneller an alle möglichen Informationen oder konnten schneller miteinander kommunizieren als heute. Der Anteil der unterhalb der Armutsgrenze lebenden Menschen ist weltweit gesunken. In Deutschland hat der Anteil der Straßengewaltdelikte in den letzten Jahren nachweislich abgenommen.

Früher war alles besser? Nein, alles nicht, allenfalls meine *eigene subjektive* Verfassung! Die Abwertung des Gegenwärtigen und des vermeintlich Kommenden hilft, die eigene Lethargie zu legitimieren. Wer verharren will, filtert rückwärts negativ. Lots Weib zeigt, wohin das führt: Sie erstarrt zur Salzsäule (Gen 19,26). Und Jesus mahnt unmissverständlich: „Wer die Hand an den Pflug legt und schaut zurück, der ist meiner nicht wert“ (Lk 9,62).

Wir könnten es allerdings auch stärker unter einem seelsorglichen Aspekt betrachten. Möglicherweise ist die Abwertung dessen, des wir verlustig gehen, emotional erforderlich, um die Ablösung zu ermöglichen oder sie wenigstens zu erleichtern. Wenn ich diese Welt schon verlassen muss, dann geht dies leichter, wenn das zu Verlassende ohnehin an Wert verliert. Der gebrochene und wohl auch misstrauische - oder sollten wir sagen ‚kleingläubige‘? - flüchtige Blick auf das Reich Gottes rettet sich in ein verbissenes paradoxes Festhalten am vergehenden Alten. Hier läge eine ganz wesentliche Aufgabe der Seelsorge, jedenfalls wenn sie denn reale Lebenshilfe in Gestalt von *Glaubenshilfe* (H. Tacke) sein will. Da fände sie doch gerade im eschatologischen Paradigma ihren vergessenen Akzent. Darin bestünde wohl ein unersetzbares Alleinstellungsmerkmal kirchlicher Angebote auf dem Markt der Möglichkeiten.

Früher war weder alles schlechter noch alles besser. Es war nur anders. Und es wird auch wieder anders werden. Was schlechter wird, ist in erster Linie unsere eigene Verfassung. Was schwächer wird, ist die eigene Kraft. Was weniger wird, ist die vor mir liegende Zeit.

Genau dies aber wollen wir nicht wahrhaben. Der Glaube wäre wohl eine gute Seehilfe ...

[Dr. Volker A. Lehnert, Kirchenrat, Leitender Dezernent für Personalentwicklung der Ev. Kirche im Rheinland, Landeskirchenamt Düsseldorf]